

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1912**

148 (28.6.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 47

Dokumente deutscher Kultur.

Zu Groß-Berlin wohnen 600 000 Einwohner in Zimmern, in welchen fünf und mehr Personen wohnen; Hunderttausende von Kindern haben keine Spielplätze.

Vorstehende Wahrheit ist auf einem Plakat verzeichnet, in welchem der Propaganda-Ausschuß für Groß-Berlin, in welchem auch Genosse Südekum tätig ist, zu einer Versammlung eingeladen hat, und welches das Elend eines Berliner Kindes in treffender Darstellung, von Käthe Kollwitz gezeichnet, dem entsetzten Bilde darbietet.



Auf Veranlassung eines Hausbesitzervereins hat die Staatsanwaltschaft in Berlin gegen die Vorstehenden des Ausschusses Anklage wegen Aufreizung zum Klassenhaß erhoben wollen; die Anklage wurde nach einiger Zeit wieder fallen gelassen. Es ist eigentlich schade, daß wir um das Schauspiel gekommen sind, zu sehen, wie man bei uns die Wohnungsnot bekämpft.

Beistehend bringen wir das die „Aufreizung zum Klassenhaß“ darstellende Bild von Käthe Kollwitz. Wir glauben allerdings, daß die fatten Hausbesitzer und das gesamte Bürgertum in Wut geraten, wenn sie hier in solch realistischer Weise ihre treuen Behauptungen, in Deutschland sei alles wohlbestellt, es eristiere keine Not, kein Elend, Lügen gestraft sehen. Man braucht nicht nach Berlin zu gehen, um solche Bilder in Wirklichkeit zu sehen, auch in den anderen Städten Deutschlands ist es nicht viel anders. Daß das Bürgertum, anstatt ernstlich an der Beseitigung der Not mitzuhelfen, nach dem Staatsanwalt schreit, um jene bestraft zu sehen, die die Wahrheit aufgedeckt haben, ist nur eine würdige Vervollständigung des herrlichen Bildes deutscher Kulturzustände. Mit dem Polizeiknüppel das Elend zu bekämpfen ist am einfachsten und billigsten, aber auch — spezifisch deutsch.

LUNA BALHAUS LUNAPARK Tägl. BALL advertisement with illustration of a couple dancing.

Der Propaganda-Ausschuß für Groß-Berlin hat nun gegenüber dem brutalen Vorgehen von Stadt und Hausbesitzern sich auf eine Weise revanchiert, die in ihrem satirischen Spotte die ganze Staatsaktion einer geradezu vernichtenden Lächerlichkeit preisgibt.

Der Propaganda-Ausschuß hat nämlich in Berlin die Plakatsäulen abgedacht, um zu sehen, welche Plakate denn eigentlich erlaubt sind. Er entdeckte u. a. auch das ständige Plakat des Luna-Ballhauses, einer bekannten Berliner Vergnügungstätte. Dieses Plakat — wir bringen es hier auch — das an Realität nichts zu wünschen übrig läßt, bildet ein würdiges Gegenstück zu dem Bilde auf dem Plakat des Propaganda-Ausschusses. Es läßt an aufreizender Wirkung — allerdings nach einer anderen Seite hin — nichts zu wünschen übrig. Aber gegen dieses Plakat erheben weder das sittliche Bürgertum noch die profitwütigen Hausbesitzer Widerspruch, denn das Luna-Ballhaus ist eine Vergnügungstätte, an der die Hausbesitzer lebhaft interessiert sind, einmal, weil sie als Besitzer derartiger Stätten der Liebe und des Weines Interessen am Florieren derselben haben und dann auch, weil sie hier am ehesten Gelegenheit haben, mit Hilfe liebe- und gelddürstiger „Damen“ das den Mietern abgepreßte Geld loszuwerden. Der Propaganda-Ausschuß unterbreitet nun an Stelle des Bildes von Käthe Kollwitz dem Hausbesitzerverein das Bild auf dem Luna-Ballhaus-Plakate zur freundlichen Genehmigung. Als Aufschrift könnte auf das Bild gesetzt werden: Groß-Berlin, die schönste Stadt der Welt!!!

Literatur.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Das erste billige deutsche Dichterblatt. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst hat es noch kein so billiges und inhaltsreiches Blatt für alle Schichten des Volkes gegeben wie die Münchener Zeitschrift „Die Leise“. Wenn man die vielen Unterhaltungsblätter „für Familie“ und „fürs Volk“ anschaut, so findet man da meist einen von billigen Schriftstellern zusammengeschriebenen Stoff. Das Niveau ist gewöhnlich so, als wenn man fürs Volk anders schreiben müßte als für die Gebildeten. Es ist eigentlich verwunderlich, daß man nicht früher auf den Gedanken kam, statt des Surrogates der deutschen Familie und dem deutschen Volk die Originalwerke der Dichter und Denker in billiger Form zu geben. Es war wieder einmal das „Ei des Kolumbus“. Die Münchener Zeitschrift, herausgegeben von Georg Mischner, hat das Problem glücklich gelöst. Ein Blick in den reichen Stoff der beiden neuesten Nummern (Nr. 19 und 20) beweist das Gesagte deutlich. Da finden wir: Neue Gedichte von Friedrich Lienhard, eine kraftvolle Prose aus Charles de Costers großem kulturhistorischem Roman „Die Nibelungen“, und zwar die ergreifende Schilderung, wie Nibelungens Vater gefoltert und verbrannt wird; ferner einen Vortrag von Selma Lagerlöf über „Heim und Staat“, den sie beim internationalen Frauenkongress in Stockholm gehalten hat. Dann Beiträge von österreichischen Dichtern wie Bauernfeld, Stelzhammer, Galm, Pichler, Lorm, Anzengruber, Kosegger; einen Hymnus „An den Instinkt“ von Herbert Gullenberg; eine nachdenkliche poetische Betrachtung „Vater und Mutter“ von Karl Hauptmann. Zu Nr. 19: 150. Geburtstag wird die schöne Stelle aus seinen Vorträgen „Neben die Würde des Menschen“ abgedruckt. Aus Robinson Crusoe finden wir das „Journal des Schiffbrüchigen“ in der reizvollen ältesten deutschen Uebersetzung; und von einem Idylliker aus der Wende des 18. Jahrhunderts, von dem durch Goethe verspotteten Pfarrer F. W. A. Schmidt sind entzückend löbliche Gedichte, begleitet von liebenswürdigen Kupfern von Chodowicki, ausgegeben. So vereint die „Leise“ alte Schätze und neue wertvolle Stoffe. Im „Wegweiser“ des Blattes finden wir Orientierungen über „Amerikanische Buchereien“, über „Arbeiter und Kunst“ über „Billige Bücherfabriken“, „Empfehlenswerte neue Bücher“, einen Aufruf für Schaffung einer neuen Mäterschule, „Nachrichten“ und Mitteilungen der zahlreichen Organisationen, die sich der „Leise“ angeschlossen und sie zu ihrem Organ erwählt haben. Bekanntlich sind die Leser der „Leise“ organisiert in dem Verein Die Leise e. V., der bereits eine vieltausendköpfige Lesegemeinde in Deutschland und Oesterreich bildet. Für den Jahresbeitrag von 6 Mk. erhält jeder, der sich anschließt, 52 Seiten und noch zwei Jahressbücher. Probenummern und Werbematerial versendet die Geschäftsstelle: Stuttgart, Ludwigsstr. 28.

Die Geburtshelfer der großen Revolution.

Zum 200. Geburtstag Jean Jacques Rousseaus.

Der berühmte Genfer Bürger Rousseau würde sich im Grabe undrehen, wenn er heute alle die sehen könnte, die in Europa billige Worte des Ruhmes über ihn zu produzieren die Stirn haben. Heute wird er von den Epigonen jener, die ihn in der Schweiz und in Frankreich bei Lebzeiten hehnten und als Ketzer verfolgten, die seine Werke vom Fenster verbrennen ließen, als Heros des Geistes verhimmelt und als revolutionärer Vorkämpfer des Fortschritts gefeiert. Seine Vaterstadt Genf ist der Zielpunkt der geistigen Koryphäen Europas, die zur Schuldigung des Mannes erscheinen, der bei Lebzeiten nicht wagen durfte, alles, was sein Geist produzierte, drucken zu lassen und der trotz seiner Genialität gezwungen war, für eine Maitresse des französischen Königs Notizen abzuschreiben, um nicht elend zu verhungern.

Freilich: das Schicksal teilte Rousseau mit Fichte, Hegel, Grillparzer, Kleist, ja, mit Lessing und Schiller und anderen Größen ihrer Zeit, deren goldhaltige Werke auch erst von der Nachwelt ausgeschöpft wurden. Rousseau hat dazu sein Schicksal selber verschuldet: Anstatt in den ausgetretenen Gleisen der herkömmlichen Philosophie zu trotzen, bezog er die Vermessenheit, die Menschheit mit neuen Ideen, neuen Gedanken, mit sozusagen umstürzlerischen Plänen zu peinigten. Das konnte nicht einmal der Freistaat Genf vertragen: Die Regierung ließ ebenso wie vorher die von Frankreich sein Werk „Emil“, ein prachtvolles Buch über Erziehungsfragen, und auch das andere „Contrat sozial“ (Der Gesellschaftsvertrag) durch den Genfer verbrennen, obwohl in dem letzteren die Verfassung des Freistaats Genf als allgemeines Muster, als Vorbild bezeichnet wurde. Die Regierung betrachtete diese Werke als „vermessenes, Aergernis erregend, auf den Sturz der christlichen Religion und aller Regierungen abzielend“. Heute aber schreibt ein Bürger desselben Genf, Ph. Godet, über denselben Umstürzler:

„Die hervorragendste Erscheinung unserer Literaturgeschichte ist wohl der wunderbare Rousseau, der die Erziehungswissenschaft neue Bahnen wies, der französischen Revolution das politische Glaubensbekenntnis geliefert hat, indem er die Gleichberechtigung der Bürger und die Souveränität des Volkes verkündete; Rousseau, der Lehrer und das Vorbild für Madame de Staël, Chateaubriand, Lamartine, George Sand; Rousseau, in welchem die gebildete Welt den Vater des Romantismus erkennt und begrüßt. Die moderne Literatur Frankreichs hebt mit ihm, dem beredten Apostel des 18. Jhdts, an; und wenn je ein Jahrhundert tief und einschneidend von einem einzelnen Manne beeinflusst worden ist, so ist es das 19. und Rousseau ist der Mann!“ (Geschichte der Schweiz, im 19. Jahrh. von Prof. Seippel, Band 2, Seite 344.)

Ein Gutes nur hat diese nachträgliche Ehrung: Sie erinnert auch die wahre n Freunde der Idee der Gleichberechtigung erneut an ihn und macht die Allgemeinheit etwas mit dem Wesen dieses interessanten Mannes bekannt, welcher zu seiner Zeit der Kopf der Revolution war, welcher dem französischen Volke die Köpfe erleuchtete und ihm die geistige Freiheit wiedergab, ja, der sogar die Gedankenwelt geschaffen hat, auf der das moderne Frankreich aufgebaut ist. Und wenn diese Gedanken auch nun fast 150 Jahre alt sind und wenn auch die Zeit manches hat an ihnen abgedrückt: sie bleiben doch immer eine Sehnsucht und ein Streben nach Gerechtigkeit, ein Protest gegen Ungerechtigkeit und Unrecht, gegen alle

\*) Joh. Jak. Rousseau ist auszusprechen: schang schäck russoli.

und jede Tyrannei, welche Form sie auch immer annehmen mag, die politische oder wirtschaftliche. „So mächtig war,“ sagte der obengenannte Ph. Godet bei einer Rousseaufeier in Paris, „die Anregung und Wirkung dieses auf seine Rechte haltenden Individualismus, daß Rousseau die ganze folgende Generation umwandelte. Man darf vielleicht das Ziel dieses starken Einflusses beklagen, aber es ist unmöglich, ihn zu leugnen, denn er dauert noch heute fort!“ Darum bleibt Rousseau stets ein Gegenstand des Studiums, darum wird man fortfahren, sich mit ihm zu beschäftigen, sei es, um ihn zu preisen, oder ihn zu verfluchen. Aber es lebt in seinen Werken eine so große Aufrichtigkeit, ein so mächtiger Ton der Ueberzeugung, daß ihm nur jene widerstehen, welche die Vorsicht gebrauchen, ihn nie zu lesen.“

Wie sehr Godet Recht hat, wissen wir auch aus der Napoleon-Literatur. Girardin berichtet über den Besuch, den Napoleon der Grabstätte Rousseaus abstattete. Dort soll der „erste Consul“ gesagt haben: „Es wäre für die Ruhe Frankreichs besser gewesen, wenn dieser Mann niemals gelebt hätte.“ „Weshalb, Citoyen Consul?“ fragt sein Begleiter. „Weil er es gewesen ist, der die Revolution vorbereitet hat.“ „Ich glaube, Citoyen Consul, daß es nicht an Ihnen wäre, sich über die Revolution zu beklagen.“ „Nun wohl“, antwortete Napoleon, „die Zukunft wird lehren, ob es für die Ruhe der Welt nicht besser gewesen wäre, wenn weder Rousseau noch ich jemals existiert hätten.“

Das Leben dieses Manes ist ein einziges unruhiges Abenteuer voller Enttäuschungen und harter Leiden. Er wurde am 28. Juni 1712 in Genf als Sohn eines Uhrmachers geboren. Seine Eltern waren französische Emigranten und sein Vater mußte später wegen einer Degenrauferei wieder aus Genf flüchten. Er zog in dem Sohn eine arge Lebewelt groß; Romanlesen wurde schließlich sein größtes Vergnügen. Dann wollte er ein Schreiber, dann Schuldeneintreiber werden, aber „er war zu einfältig dazu“ und kam zu einem Graveur in die Lehre. Aber schon bald kniff er aus, zu einem Pfarrer in Savoyen, der ihn an die Frau von Warens empfahl und mit ihrer Hilfe in „den Schoß der katholischen Kirche“ einführte. (Nah war nur deshalb einverstanden, weil ich dadurch Geld verdiente“, sagt R. dazu.) Nach allerhand Gil Blaschen Abenteuern und Wandlungen — er wurde Lakai, Seminarist, Musiklehrer, Notenschreiber, Hofmeister, Komponist usw. — ließ der junge Rousseau sich bei Frau v. Warens nieder und lebte bei ihr als Geliebter und Faktotum bis 1739. Dann wurde das Verhältnis mit der 12 Jahre älteren Frau ihm lästig und er floh nach Lyon, wo er Hauslehrer, dann Sekretär des Gesandten in Venedig, dann Theaterdichter in Paris wurde u. a. m.

Bekannt wurde er durch einen scheinbaren Zufall: Eine Abhandlung von ihm über die Frage: „Hat der Fortschritt der Wissenschaft und Künste zum Verderb oder zur Veredelung der Sitten beigetragen?“ erhielt in Dijon den 1. Preis der Akademie. Rousseau hatte die Frage mit Ja beantwortet. Die Wirkung war außerordentlich. Vier Jahre später griff er wiederum in einer solchen Preisabhandlung „Ueber den Ursprung der Ungleichheit der Menschen“ die Zivilisation als die Quelle alles menschlichen Elends an und predigte als Heilmittel dagegen die Rückkehr zu den Zuständen der Natur. Auch mit einer Oper „Der Dorfweilager“ hatte er finanzielle Erfolge, ebenso mit Briefen über die Musik — und nun hatte er seinen Wirkungskreis. Bereits 1759 schrieb er den Roman „Julie oder die neue Heloise“, von dem Napoleon sagte: „Das ist ein mit großer Wärme geschriebenes Buch; das wird ewig das Buch der jungen Leute bleiben.“ Ich habe diesen Roman mit 9 Jahren (?) gelesen und er hat mir den Kopf verdröh.“

Zwei Jahre später erschien „Emil, über die Erziehung“, ein Werk, das Goethe das Naturevanacium der Erzieh-

ung genannt hat. Es wurde vom Pariser Parlament für „gottlos“ erklärt und öffentlich verbrannt. Das im „Emil“ verkündete Glaubensbekenntnis des Jakobardischen Bifars hegte ihm überall die Behörden auf den Hals, denen er sich durch eine Flucht in die Schweiz entzog. Aber auch in Genf sollte er verhaftet werden, weshalb er ins damals noch preussische Neuchâtel zog, wo ihn aber fanatische Bauern vertrieben, bis er auf der Insel St. Peter im Bieler See einen Schloßwintel fand. Aber der Kanton Bern vertrieb ihn nach 3 Monaten wieder, dan flüchtete R. nach England, wo er die Niederschrift seiner „Bekenntnisse“ (Confessions) begann.

„Ich plane ein Unternehmen, das kein Vorbild hat und dessen Ausführung auch niemals einen Nachahmer finden wird. Ich will vor meinesgleichen einen Menschen in aller Wahrheit der Natur zeichnen, und dieser Mensch werde ich sein. Einzig und allein ich. . . Ich bin nicht gemacht wie irgend einer von allen, die leben. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich doch wenigstens anders.“

So in diese monumentalen, selbstbewußten Worten beginnt der 53jährige Vertriebene im Exil die Bekenntnisse seines Lebens, die uns noch heute den besten Schlüssel zu seinem Wesen bieten, weil sie wahr sind bis zur Uebertreibung. Diese Lebensbeichte gehört zu den merkwürdigsten und ergreifendsten Dokumenten des menschlichen Geistes. Selten hat vor oder nach ihm ein Mensch mit so rückhaltloser Offenheit seine Neigungen und Laten, seine Schwächen und Leidenschaften, seine Triebe im guten und schlechten Sinne so vor der Welt bloßgelegt und seines Weisens Kern in so selbstgeißlerischer Art entblößt als Rousseau es in diesem Buche getan hat. Die oben angeführten Worte konnte nur jemand schreiben, der tief von dem Wert des rein Menschlichen überzeugt war und es höher stellte als das kulturelle Element. Sie deuten das Leben eines ziellos selbstsuchtigen Abenteurers und eines weltflüchtig hüpfenden Heiligen, sie geben Rechenschaft über ein Leben, „das aus seiner eigenen bangen Furcht und hilflosen Kränklichkeit litt (R. litt ständig an einem Blasenleiden, Ohrenjaufen zc.) der Menschheit neue Kräfte zur Verjüngung schaffen sollte durch die Lehre vom Recht der Natur auf Freiheit.“

Rousseau sprach in seinen Werken, die er nach eigenem Geständnis nur im Zustande heftigster Gemütsregung, in der rasendsten Leidenschaft, in der Hitze der seelischen Aufregung geschrieben, offen und klar aus, was als unbestimmtes Sehnen durch die ganze Menschheit zog. Nicht bloß in den Feldern der Revolution, welche die Menschenrechte entwarfen, sehen wir die Einwirkungen Rousseaus, sondern auch ebenjohrer in den titanenhaften Jünglingen der Sturm- und Drangperiode, in ihrem faustischen Drang nach Unmittelbarkeit und Ganzheit des menschlichen Wissens und Handelns, in ihrer Empörung gegen die Zensur, die Rechtslosigkeit, das Polizeiregiment, gegen Despoten und Pfaffen-Willkür, gegen den Zwang bürgerlicher „Ordnung“. Schiller hat dem großen Genfer jene 12 Verse gewidmet, die leider aus fast allen Schillerausgaben der letzten Zeit ausgemerzt sind (nur den 6. und 7. hat man stehen lassen), worin es u. a. heißt:

„So, schon seh ich unsere Enkel stromen,  
Wann beim Klang belebender Posaunen  
Aus Franzosengräbern Rousseau steigt!“

(Sechs Jahre später ward diese Prophezeiung Wahrheit: hinter den Barrikaden von Paris nahm feste Form an, was Rousseau für die Köpfe gepredigt.) — Und Seine schrieb dem genialen Geistesstrebter ins Stammbuch:

„Wang hat der Pfaff sich in der Kirch verkrochen,  
Der Herrschling zittert auf dem moriden Thronlein,  
Auf seinem Kopfe wackelt schon sein Krönlein —  
Dem Rousseaus Namen hab ich ausgesprochen!“

So gewaltig war die Wirkung der Rousseauischen Gedanken, die in Keimen heute noch in der Literatur zum Vorschein kommen und trotz der Ueberwindung ihrer Grundanschauungen heute noch wissenschaftlichen Wert besitzen. Was Rousseau im verbotenen „Gesellschaftsvertrag“ forderte, wurde nicht nur zum Schlachtruf für Freiheit und Gleichheit, sondern zur Grundlage aller späteren Freiheitsbestrebungen, weil sie ausgehen von der Lehre der Volkssouveränität, die zu vertreten heute fast ausschließlich

liche Aufgabe der internationalen Sozialdemokratie geworden ist.

Man sagt von Rousseaus großem Geistesbruder Voltaire, daß er die Geister seines Jahrhunderts beherrscht habe. Rousseau aber hat die viel stärkeren Herzen beherrscht, denn als 11 Jahre nach beider Tode ihre Saat aufging, waren es die Schüler Rousseaus, welche die Bastille stürzten und die Leitung der Revolution in die Hand nahmen. Rousseaus Schüler Robespierre verführte die Revolution und „setzt mit eiskalter Miene die Lehre seines Meisters in die Tat um“, während die Schüler Voltaires, die Girondisten, gegen ihn standen und zu unfreiwilligen Gehilfen der Kontre-Revolution wurden Rousseau beherrschte die Herzen und deshalb das Volk, und das erklärt den Sieg seiner Lehren in der Revolution, Seine Idee, sein Lebenswerk und seine Methode sind es gewesen, die der Menschheit, als sie Anstrengungen zum Beginn einer neuen Epoche machte, die Kraft gaben und ihr den Weg zeigten. — Nach Rousseau gibt es in dem ungeheuer vielfachen individuellen Willen einen einzigen Willen, der Gesamtheit, der Gesellschaft. Unsere kapitalistische Produktionsweise aber belehrt uns eines anderen. Die gibt unserm Jean Jaures recht, der in einer Rede in Genf einst sagte: „Solange es noch eine Handvoll Reicher gibt, werden sie allein ihren Willen und sich durch ihn zu großen Profiten führen lassen. Rousseau erhält erst Recht in der zukünftigen sozialen Demokratie und nur hier erst können Individuen durch ihren eigenen Willen sich selbst die Freiheit sichern. Immer ist die Demokratie Rousseaus die politische und soziale Demokratie. Auch so nur kann man ihr verstehen, wenn man seine großen Kritiker des 19. Jahrhunderts, Marx, Engels, Broudhon usw. gelesen hat, nach welchen die Menschheit sich nicht an die vermoderten Rücksicht der Vergangenheit hängen, sondern mit den neuen Ideen und frischer Kraft sich an die Evolution der Zukunft machen soll.“

Das ist die Doktrin des Genfer Bürgers, der wert ist, heute, 140 Jahre nach seinem Tode, den neuen Massen einer kommenden neuen Revolution bekannt zu werden!

**Worte aus Rousseaus Werken.**

Der erste, welcher ein Stück Land umzäunte und sich zu sagen vermaß, dies Land gehört mir und Leute fand, die einfältig genug waren, dies zu glauben, war der Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Was für Verbrechen, was für Elend hätte derjenige dem menschlichen Geschlecht erpart, der, die Grenzpfähle ausreißend oder die Gräben verächtlich, seinen Mitmenschen zugerufen hätte: Hüte euch, diesen Betrüger zu hören! Ihr seid verloren, wenn ihr vergeht, daß die Frucht allen und das Land niemandem gehört!“ (Discours sur l'origine . . . zc.)

„Verfolgen wir den Fortschritt der Ungleichheit (durch das Verlassen des anfänglichen Naturzustandes bedingt), so finden wir, daß die Errichtung von Gesetz und Recht des Eigentums der erste Schritt war, die Einsetzung der Obrigkeit der zweite und dritte und der letzte Schritt der Uebergang der geistlichen Macht in eine willkürliche.“ (Begründung zur Verfassung für Korsika.)

„Der Mensch ist frei geboren und überall schmachtet er in Fesseln. Mander dünkt sich ein Herr über andere und ist doch nur ein größerer Sklave als sie. . . Wenn ich nur die Gewalt berücksichtige, und die Wirkung, welche daraus entspringt, so würde ich sagen: Solange ein Volk gezwungen ist, zu gehorchen, und gehorcht, tut es wohl daran; sobald es das Joch abschütteln kann und schüttelt es ab, tut es noch besser. Denn, indem es seine Freiheit nach demselben Rechte wieder erlangt, welches sie ihm raubte, ist es entweder befugt, sie wieder zu nehmen oder ein anderer war es nicht, sie ihm zu entreißen.“ (Contrat sozial I.)

„Aristoteles sagte schon, daß die Menschen nicht alle von Natur gleich seien, sondern diese für Sklaverei, jene zum Herrschen geboren werden. Aristoteles hatte recht, verwechselte aber die Wirkung mit der Ursache. Jeder Mensch, der in der Sklaverei geboren ist, wird zur Sla-

verei geboren, nichts ist gewisser. Sklaven verlieren alles in ihren Fesseln, selbst den Wunsch, ihrer sich zu entlasten; sie lieben ihre Knechtschaft, wie des Odysseus Gefährten ihren tierischen Zustand. Wenn es auch Sklaven von Natur gibt, so kommt das, weil es gegen die Natur Sklaven und deren Feigheit hat sie erhalten.“

„Der Stärkste ist nie stark genug, um immer Herr zu bleiben, wenn er nicht die Gewalt in Recht und den Gehorsam in Pflicht umwandelt. Daher das Recht des Stärkeren; jenes anscheinend ironisch genommene, in der Tat aber grundsätzlich eingeführte Recht. Die Gewalt ist eine physische Kraft; undenbar ist mir eine Moralverpflichtung, welche sich aus ihren Wirkungen sich ergeben könnte. Der Gewalt weichen ist eine Handlung der Notwendigkeit, nicht des Willens; höchstens liegt darin ein Akt der Klugheit. In welchem Sinne doch nur könnte es eine Pflicht sein? . . . Denn sobald Gewalt das Recht begründet, so ändert sich die Wirkung mit der Ursache; jede Gewalt, welche die erstere übertrifft, tritt in ihre Rechte. Sobald man ungezweifelt sich des Gehorsams sich begeben kann, kann man es auch geschickterweise und weil der Stärkere immer recht hat, so kommt es nur darauf an, daß man der Stärkere werde. Welch ein Recht aber ist es, das untergeht, sobald die Gewalt aufhört? Wenn man gezwungen gehorchen muß, braucht man nicht aus Pflicht zu gehorchen, und sobald man nicht mehr zum Gehorsam gezwungen wird, ist man auch nicht mehr dazu verpflichtet. . . Gesehen wir also ein, daß Gewalt kein Recht gründet und man nur einer rechtmäßigen Gewalt zum Gehorsam verpflichtet ist.“ (Aus dem Gesellschaftsvertrag.)

Von Rousseau sind folgende Werke in Neclams Bibliothek erschienen: Bekenntnisse (Nr. 1603/1610), Emil (Nr. 901/908), Gesellschaftsvertrag (Nr. 1769/1770), Die neue Helwie (Nr. 1361/1368). Die einzelne Nummer kostet 20 Pf.

**Allerlei.**

Die Niesenmägen unserer Vorfahren. Man hat Ludwig XIV. Unrecht getan, als man ihn in neuester Zeit in den Ruf eine Vielfraßes brachte. Wenn er zum Diner sechs Gänge Essig, zehn Torten, vier Fischgerichte, acht Fleischplatter und diverses Wild, die Suppen und das Gebäck ungezählt, verzehrte, so erwies er sich mit dieser Gleihtung im Rahmen seiner Zeit als ein mäßiger und genügsamer Mann. Das beweist der bekannte französische Kulturhistoriker Humbert de Galliers, der uns in einem vor kurzem erschienenen Buch den allergrößten Respekt vor den Niesenmägen unserer Vorfahren beibringt. Der Sonnenkönig lebte in einer Zeitperiode, in der man die Zahl der Gänge und die Menge der Gerichte bereits eingeschränkt hatte; früher ging es noch ganz anders her, als St. Grobianus an den Tafeln das Szepter schwang, die buchstäblich unter ihrer Last bisweilen brachen. Gewaltiges muß im Essen bereits im frühen Mittelalter geleistet worden sein, als noch kein Linnen, sondern eine Schicht Stroh den Tisch deckte und jeder Gast beim Beginn der Mahlzeit ein großes Stück Brot erhielt, das er als eine Art Teller benutzte. Diese Brote, mit Sauce und Fett getränkt, wurden dann nach dem Essen an die Armen verteilt. Die Zahl der aufgetischten Speisen war besonders bei Feiern eine ungeheure. Bei einem Mahl, das Philipp dem Guten zu Ehren am 17. Januar 1452 in Lille stattfand, wurden 192 Gerichte aufgetragen. Wingergruppen rollten Tonnen mit Wein an die Tafel und gossen daraus den Gästen in riesige Krüge; eine einzige Pastete war so groß, daß sich ein ganzes Musikorchester in ihr verbergen konnte. Derartige und überkieferte Menüs sind, wie de Gallier in eingehenden Studien erwiesen hat, durchaus keine Ausnahmestellungen, sondern etwas ganz Gewöhnliches. Wir besitzen z. B. zufällig die Speisefolge eines Fastenessens, das der Erzbischof von Paris am 13. März 1571 zu sich nahm. Ihm wurden aufgetragen: vier große, frische Lachse, zehn Steinbutten, zwölf Hummern, fünfzig Pfund Walzfischfleisch, zweihundert Rabeleau-Rabbaunen, einen Korb mit epharen Muscheln, neun frische Affen, 18 Forellen, jede eineinhalb Fuß lang, 62 Karpen, 18 Neunaugen, 200 große Krebse, 200 frische Heringe, 200 Jahre Heringe, 24 geräucherte Lachse, 18 Seelinge, drei Kärbe mit Stint und 600 Krösche. Natürlich braucht man nicht anzunehmen, daß der Erzbischof all das auf einen Sitz verpeißt habe; es werden ihm noch eine Reihe von Kästen geboten haben, aber man darf nicht etwa glauben, daß die

Gänge nur „Schaugerichte“ waren, die zur Auswahl gereicht wurden und die die großen Herren unberührt vorübergehen ließen. Vielmehr langte man bei jedem Gange tüchtig zu und sicherlich ist der größte Teil von dem, was aufgetragen wurde — so unglaublich es auch klingt —, verpeißt worden. Im Jahre 1714 wurde am französischen Hofe die Anzahl der Gänge, die sich bisher bei jeder Mahlzeit gefolgt waren, etwas beschnitten. Und zwar wurden für das Diner vier Gänge festgesetzt, von denen aber jeder 43 Gerichte erhielt, so daß immer noch 172 Platten herauskamen, die recht kompakten Vorgesetzten und Zwischenpeisen nicht gerednet. Unsere Vorfahren mußten unaußhörlich gegessen haben, denn zwischen das Mittagessen und drei und die Abendmahlzeit um neun schoben sie noch gern eine Art Vesper ein, bei der ebenfalls gewaltige Mengen in die Mägen wanderten. Der Minister Louvois empfing die Königin zu einer solchen „Vesper“ auf seinem Schloß Meudon und lekte ihr dabei 150 verschiedene Gerichte vor. Was für Anschauungen man ganz allgemein von der notwendigen Speisemenge hatte, möge das Beispiel des Chavalier von illustrieren, der damals als ein schlechter Esser verurteilt war, der „von der Luft“ lebte. Und was nahm dieser „Aster“ zum Frühstück zu sich? Eine Melone, ein Hal-Ragout, einen Karpen, zwei Hühner, ein ordentliches Stück Kalbfleisch, ein Fritasse von vier Tauben, ein gebratenes Kaninchen, einen Lendenbraten, Karie, Gemüse, Obst, Misse und Gebäck. Wenn so der Mägen speiste, was müßten erit die Freunde einer vollstehenden Tafel geleistet haben? Merkwürdig ist es, daß dabei verhältnismäßig wenig von schweren Gesundheitsgefährdungen die Rede ist. Wohl mußte mancher über Reibesülle und Unbehagen klagen, aber der Ueberlaß war ein probates Mittel, und hatte man genug Blut verloren, konnte man desto mehr essen. Als etwas Seltenes wird es etwa von einem gewissen Verbelet gemeldet, daß er, nachdem er ein Ragout von 3000 Karzelungen auf einmal verzehrt hatte, starb.

1. Wieder ein Tier weniger. Den Lesern der hübschen Tiergeschichten, die Ernst Seton-Thompson in seinem Bande „Prärieiere und ihre Schicksale“ erzählt, sind diese postlerischen murretierartigen Rager wohl bekannt. Sie bewohnen die nordamerikanischen Prärien, ausgedehnte Anstehungen bildend, in denen einzelne Hügel je einen Bau bezeichnen. Auf jedem dieser Hügel steht eines dieser gebirgten Tierchen aufrecht als Wache und warnt vor jeder nahenden Gefahr, um dann schleunigst im Innern zu verschwinden. Die Löcher des Präriehundes sind nämlich wie ein gerade nach unten verlaufender Trichter, be- riehtet Seton in seiner prächtigen Geschichte von der Prärie-wölfin Lila. Um seinen oberen Teil wird ein hoher Wand errichtet, der als Zugang dient und auch die Sicherheit gewährt, daß der Bewohner, ganz gleich, wie er in der Eile ausgeteilt, bestimmt in den Trichter rutscht und von der allbeherrschenden Erde aufgenommen wird. Nach außen fällt der Boden langsam nach allen Seiten ab. Alle Hügel sind je 5 bis 6 Meter voneinander entfernt und durch festgetretene Pfade miteinander verbunden. Schon bei einer Eisenbahnfahrt durch den großen Westen Amerikas gewahrt der Reisende vom Fenster des Zuges aus überall die „Prärie Dog Towns“, die Städte“ der nach ihrer bellenden Stimme benannten Präriehunde, die in jenen Gebieten die am häufigsten vorkommenden Tiere sind, ausgenommen natürlich die Neuzüchter. Sie nähren sich von Gras und Wurzeln und halten von Ende Oktober bis zum Frühjahr Winterschlaf in ihren Bauten, deren Eingänge sie vorher verstopfen. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend, doch ist die Jagd schwierig und selten ergiebig, weil die getroffenen Tiere in die Höher hinabstürzen oder von ihren Genossen in diese hinabgezogen werden. Nun wird auch für diese harmlosen Höhlenbewohner die Totenglocke geläutet: den Präriehunden droht das gleiche Schicksal, das lange vor ihnen die Herden der nordamerikanischen Wisente oder Bison betroffen hat. Das biologische Aufschwund der Vereinigten Staaten hat nämlich, wie die Zeitungen melden, das Todesurteil über die kleinen Tiere ausgesprochen. Es wird dies damit begründet, daß die Präriehunde schlimme Feinde der Viehzucht seien, nicht nur weil diese Rager in dem Bestande von Gräsern und sonstigen Pflanzen Verwüstungen anrichten, sondern weil auch ihre umfangreichen unterirdischen Bauten in ihrem Umkreise die Vegetation zerstören und die Ernährung des Viehbestandes erschweren. Zudem ist die Vermehrung der Präriehunde in den letzten Jahren so stark gewesen, daß nunmehr das Landwirtschaftsministerium und die Forstverwaltung beschloffen haben, die merkwürdigen Tiere mit allen Mitteln auszurotten. Gegen die Stichtichtigkeit dieser Gründe wird sich kaum etwas einwenden lassen, dennoch erfüllt den Naturfreund das den kleinen Wesen drohende Schicksal mit Wehmut. So lange haben sie im fernen Westen die einsamen Wäbeter die endlose Prärie weniger einsamig erscheinen lassen; in Zukunft aber wird man den Präriehund nur noch in Menagerien und zoologischen Gärten zu sehen bekommen.